

Preis in Augsburg für sich allein (ohne A. Postzeitung) jährlich 1 fl. 12 kr. Durch die Post kann dieses Wochenblatt nur von Abonnenten der Postzeitung bezogen werden, und erhöht sich der Preis nach Verhältnis der Entfernung.

# Sonntags-Beiblatt

## Augsburger Postzeitung.

Für sich allein, ohne die Augsburger Postzeitung, sind diese Blätter nur im Wege des Buchhandels zu beschaffen und kosten in ganz Deutschland, der Schweiz u. s. w. jährlich nur 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Neunter Jahrgang.

N<sup>o</sup> 20.

20. Mai 1849.

### Reform im Klerus. \*)

Alles lebt und weht, alles drängt und treibt sich, die Pforte einer neuen Zukunft läßt sich nicht mehr verriegeln. Von einem Jeden heißt die Zeit, daß er sich selber klar werde, daß er seinen Standpunkt erfasse und behaupte mit der Kraft des Geistes und des Willens, daß er bereit sey ein Opfer zu bringen, wenn es zum Besten der Gesamtheit ist. Bei uns in Oesterreich geht leider dieses Bewußtwerden nicht so schnell von Statten, als man Anfangs zu hoffen Ursache hatte. Schnell war wohl das Erwachen und freundlich lachten uns die Strahlen der neuen Sonne an; allein, nach dem ersten Schrei der Bewunderung wurden die Glieder schlaff, und wie griechgrämige Kinder rieben wir uns die Augen. Es bewährte sich das alte, aber wahre Wort des Dichters: Ingenium longo rubigine laesum torpet. Schreiber dieser Zeilen hatte die Gelegenheit die freundlichen Glückwünsche von Seite des katholischen Auslandes zu hören zu dem neu erwachten kirchlichen Leben in Oesterreich, aber in neuester Zeit zu seiner tiefen Betrübnis auch mehrere Briefe zu lesen, in welchen das langsame, todte, faule, schlaffe Regen in unserem Vaterlande gerügt und bedauert wurde.

Wenn ein katholisches Herz im Leide schlägt, muß sich bei diesem Umstande doch die Frage aufwerfen: Wo liegt die Schuld? Wer ist Ursache, daß wir in unserem kirchlichen Leben seit den Märztagen vorigen Jahres nicht viel weiter gekommen sind? daß die erhobene Stimme Einzelner verhallte, wie der Schall in der Luft? Sollen wir noch länger insbesondere von unsern katholischen Brüdern in Deutschland, die uns Gruß auf Gruß zusenden, uns schelten und bewitleiden lassen? Wie kann es besser werden? Wenn ein Organismus krank ist, so treffe man Vorsorge zur Ausscheidung des Krankheitsstoffes, sonst werden auch noch gesunde Theile von ihm angegriffen, und die letzten Dinge sind schlechter als die ersten. Hätte man im 16ten Jahrhundert die erwachende Zeit mehr erkannt, und nicht mit Gewalt die freien Flügel des Geistes zu binden gesucht, hätte man der Zeit ein zeitliches Opfer gebracht, so manch' trübe Ereignisse wären vermieden worden, und die unselige Spaltung wäre auch in der Gegenwart nicht die üppig wuchernde Ursache des sich stets mehr zerklüftenden Deutschlands. Wäre man der sogenannten Reformation durch zeitgemäße Reformen von Seite der Kirche entgegengekommen (das Tridentinum kam schon zu spät), die Kirche und das Christenthum würden freundlicher blühen, als es jetzt der Fall ist. Ein schlechter Historiker, der sich die Vergangenheit nicht zu Nutzen macht. In unserer Zeit ist die geschichtliche Basis die einzig mögliche; man mag sie durch philosophisches Gepränge und sprudelnde Ideen zu desavouiren suchen, aber sie bleibt, und auf ihr ruht die Gegenwart, so gut wie die Zukunft. Darum lernen wir von der Vergangenheit. Ein ähnlicher Kampf wie im 16ten Jahrhundert ist im 19ten Jahrhundert zu kämpfen. Dort galt es die Autorität der Kirche, hier gilt es die Autorität des Christenthums. Dort hat die Kirche eine Wunde erhalten, weil die Wächter derselben zu arglos und traumselig waren, hier??

Der Schreiber dieser Zeilen glaubt sich hinlänglich gerechtfertigt, wenn er diesen Gegenstand hier anregt, und seinen geistlichen Mitbrüdern zum tieferen Erwägen an's Herz legt. Es ist heut zu Tage Pflicht eines Jeden, dem der Herr das Wort gegeben hat, seine Stimme zu erheben, und das was sein Inneres bewegt, auszusprechen, ohne nach rechts oder links zu schauen. Es gilt die Sache, nicht Personen, und jeder muß Bausteine herbeitragen zum neuen Bauwerk, und Muth und Kraft und Opferwilligkeit zeigen, sonst wird eine unselige Zukunft unser Andenken verfluchen. Wer aus kleinlichen Rücksichten hinter dem Berge hält, und sich noch die

Augen reibt, und sich klug und weise dünkend, alles seinen alten Schreygang fortgehen läßt: der ist ein Verräther am Staate, an der Kirche, am Priesterthum, am Volke! — Das will ich nicht sehn, darum spreche ich. Und auf die Frage, wie kann es besser werden? antwortet mir die Geschichte: durch Reform. Was ist Reform? Wie weit soll sie reichen? Von wem soll sie ausgehen? Was soll alles reformirt werden? Diese Fragen möge eine anderer beantworten. Ich habe mir eine Einzelreform zum Gegenstand der Besprechung gewählt, nämlich die Reform im Klerus. Sie thut vor allen noth. Wie der Hirt, so die Heerde. Es ist meine und vieler Ueberzeugung, daß es in kirchlicher Hinsicht nicht so übel stände, wenn im Klerus selber mehr priesterlicher Sinn und katholisches Leben sich regte. Man klagt und weint und schilt und strafpredigt. — Aber was ist's damit? „Rehe zuerst vor deiner Thüre“, ruft man bei uns häufig dem Priester zu. Und mit Recht. Wie soll sich katholisches Leben zeigen, wenn es nicht gewedt, gefördert, gehoben wird? Wie kann man Liebe und Vertrauen zum Klerus heischen, wenn man beides in dem aufsteigenden Herzen gewaltthätig erlödet? Ich bin hier nicht zum Richter bestellt, aber weh thut es einem, wenn man solche Urtheile von Ausländern und sogar von Abergläubigen hören muß. Frei will ich darum sprechen, frei und ungezwungen, wie es mir im Herzen lebt. Ein Schurke, der seine Ueberzeugung heuchelt, ein Schwachkopf, der in jegiger Zeit der Kraft und Mannbarkeit seine Worte überzuckert.

Die katholische Kirche hat das Eigenthümliche, daß ihre Hierarchie ein complettes Ganze, einen Organismus bildet. Leidet Ein Glied, so leiden alle Glieder, und wird das Meer des kirchlichen Lebens von Einem Sturm bewegt, so bewegen sich alle Wellen, und bespülen die Ufer. Es ließe sich dieses Bild vom obersten Gipfel der Hierarchie an bis zu unterst durchführen. Aber ich schweige hier von Rom, und halte mich zunächst an den Episcopat Oesterreichs. — Ein Mann der Gegenwart hat das schwere Wort gesprochen: „Oesterreich hat wohl Bischöfe, aber keinen Episcopat.“ Was soll das? Ja wir haben keinen Episcopat; ist auch keine unserer Diocesen im weiten Vaterland verwaiset geblieben, so haben doch die Staatsgesetze jedes gemeinsame Streben bisher zu verhindern gesucht. Viele unserer Bischöfe standen eben in dieser Vereinzelung dem eigentlich kirchlichen Leben ferne, der äußere Pomp, der sie umgab, entfremdete ihnen die Herzen des Volkes, und da sie nur äußerst selten mit diesem in Berührung traten, so konnte auch von Liebe und Zutrauen nicht viel die Rede seyn; denn Liebe und Zutrauen braucht auch Erkenntniß. Unsere Bischöfe weiheten Priester und firmten die Kleinen, aber selten ertönte aus ihrem Munde das Wort Gottes, das doch dem Ganzen die eigentliche Würze und Salbung verleiht. Das Wort eines Bischofes lebt fort in einer Gemeinde. In allen Gauen Deutschlands findet man in jedem gut katholischen Hause die erlassenen Hirtenbriefe, und jeder Bischof ergreift mit Freude die Gelegenheit, an seine Schäfslein einige Worte der Warnung, der Ermahnung und Ermunterung, des Trostes und der Liebe zu sprechen. Bei uns scheint man davon nichts zu wissen. Wir erhalten wohl alljährliche Fastenmandate, aber sehr kalte und eines gleich dem andern, als ob das Jahr 1830 dieselbe Zeit wäre wie 1849. \*)

Und so haben wir leider hie und da im Bischofe nach Möhlers treffendem Worte nicht immer die Person gewordene Liebe der Gläubigen gefunden. — Gilt dieß dem Volke gegenüber, so gilt dieß noch mehr dem Klerus gegenüber. Ich will gestehen, daß dieser Unwille sich oft rauh und hart, manchmal sogar unpriesterlich Luft gemacht hat (der Bischof bleibt ein Apostel); aber läugnen kann man nicht, daß unselige Zustände Stoff und Veranlassung dazu an die Hand gegeben. Das bisherige Verhältnis der Bischöfe zu dem niederen Klerus war kein apostolisch-väterliches,

\*) Aus der Wiener Kirchengeitung.

\*) Der Herr Verfasser hat offenbar hier nur einige Diocesen im Auge. D. A.

es war zu geschraubt, fleiß, weltlich. Die Bischöfe waren von einem Nimbus umgeben, vor dem der einfache Priester schon in der Anichambre erzitterte. Die Thüre des Bischofs soll jedem Priester mit Leichtigkeit offen stehen, und mit freudig offenem Herzen muß er sich derselben nahen können. Nichts entehrt das Audienzszimmer eines Bischofs mehr, als Huchelei und kriechende Verstellung, und leider wurden diese großgezogen durch manche Bischöfe selber. Wohl schwört der Priester am Tage seiner Ordination seinem Bischofe Gehorsam, allein dieser Gehorsam ist kein sflavischer, er soll ein kindlicher seyn. Nicht Furcht, sondern Liebe soll die Person des Oberhirten erwecken, und der Bischof und das Presbyterat sollen zusammenstimmen, wie die Saiten zu Cyther, nach dem schönen Aussprüche des heiligen Ignatius. Einst waren die Bischöfe Churfürsten und Landesherren, und das hat nicht gut gethan. Es scheint fast, als ob der weltliche Schimmer die kirchliche Würde paralysiren möchte. Auch jetzt ist der Fürstentitel gar manchen zum Aergernisse geworden. In einer Zeit, wo das Schlagwort „Gleichheit“ auf eines Jeden Wunde liegt, wo der Kaiser von seiner Höhe herabgestiegen ist, und der Adel so gewaltige Opfer gebracht hat, thut es noth, daß auch die Bischöfe sich mehr dem Volke amalgamiren, sich zum niederen Klerus herablassen, und der Gegenwart Opfer bringen, um die Zukunft nicht zu verlieren. Das heißt mir schenken, drohender, strafender Stimme die Zeit. Die Bischöfe müssen die Gegenwart erfassen, und nicht das Auge verschließen gegen die Erscheinungen derselben. Wer mit dem Rücken am Rande eines Abgrundes steht, und meint dieser existire nicht für ihn, der täuscht sich. Sie dürfen nicht vergessen, daß sie auf dem Niveau einer neuen Zeit, nicht auf dem vor sechzig Jahren stehen. Einen objectiven Standpunkt müssen sie vor allem zu gewinnen suchen, um von diesem aus die kirchlichen Verhältnisse dem Staate und dem Klerus gegenüber zu ordnen. Möge man sich nicht entschuldigen, daß die Wunden und Bedürfnisse der Zeit den ergrauten Hirten nicht bekannt seyen; es gibt ja Mittel diese Befannnischaft zu machen, und die Kirche gibt sie selber an in dem Institute der Synoden. Da ist der Bischof in Mitte seiner Schäflein, da hört er ihre Stimme, und sie hören die seine, da läßt sich rathen, helfen, urtheilen und entscheiden. „Wo zwei versammelt sind im Namen des Herrn, da ist er mitten unter ihnen;“ um wie viel mehr muß dieß von den Concilien gelten. Ad Regis exemplum totus componitur orbis — das möge sich jeder Kirchenoberen ins Herz hinein schreiben, und darnach sprechen und handeln.

Den Bischöfen zunächst stehen die Capitel (Canonici cathedrales). Es ist dieß ein schönes, und wenn es im kirchlichen Geiste lebt, auch nützlich Institut. Es hätte bis jetzt die Aufgabe gehabt, ein Surrogat der Diöcesansynoden zu bilden; ob es derselben überall entsprochen hat, will ich hier untersuchen. In manchen Diöcesen spielten die Capitel eine zu untergeordnete Rolle, als daß ein energisches Eingreifen und Einsprechen von dieser Seite her zu erwarten gewesen wäre. Es waren Sinecuren, oder wurden es, wenn sie es nicht schon waren, und dadurch die Zielscheibe des radicalen Spottes. Die Canonici sollten der Beirath des Bischofes seyn, waren aber oft wenig praktisch vertraut mit den Bedürfnissen der Diöcese. Eigentlich stände, nach Analogie der Praxis in Deutschland, dem Capitel das Recht der Bischofswahl zu — ein heilig, fürchtbares Recht. Die neuere Zeit dürfte damit nicht einverstanden seyn. „Oher Ministerbischöfe, als Capitälbischöfe,“ hörte ich mit eigenen Ohren Jemanden ausrufen. — Was nun? Reform thut noth. Die Canonici, welche auf den Leuchter gestellt sind, um anderen zu leuchten, müssen wirklich ausgezeichnet seyn durch priesterlichen Lebenswandel, gereifte Erfahrung, erprobte Kenntnisse, bewiesenen Muth und vor allem durch kirchliche Gesinnung. Ohne diese geben sie kein gutes Beispiel, denn das rothe Collar allein jagt heut zu Tage Niemand mehr Schreden ein. Die Achtung muß aus dem Inneren stammen. Und was sollen Leute ohne kirchliche Gesinnung für eine Garantie geben für die Wahl eines kirchlich-gesinnnten Bischofes? Man blicke nur nach Mainz hin und die neueste Bischofswahl. Einige zweideutig gestimmte Wahlmänner haben durch ihr unglückliches Votum Klerus und Volk in zwei Parteien gespalten, und während die Gegner der Kirche sich darüber die Hände reiben, geht die eigene katholische Gesinnung indessen zu Grunde. Nein, Männer des Geistes und Herzens, der inneren Kraft und That sollen unsere Capitel ergänzen, dann werden Volk und Klerus mit Vertrauen zu ihnen hinausblicken, und sie ehren als nächste Umgebung ihres Oberhirten. Solche werden die Zeit und Gelegenheit, welche ihnen zur ferneren Ausbildung geboren ist, nicht unbenützt lassen, sie werden in Tugend und Wissenschaft Perlen der Diöcese seyn, würdig höher zu stehen auf dem Leuchter der Kirche.

Wie steht es mit dem niederen Klerus in Oesterreich? Brüder im Weingarten des Herrn! verhehlen wir es uns nicht, und klopfen wir ruhig an die Brust, und sprechen wir: mea culpa. In mea culpa, einen großen Theil des Fluches, der unsere Zeit getroffen hat, haben wir zu

verantworten. War bei uns eine Negsamkeit und Thätigkeit, wie sie allenthalben sich in ganz Deutschland kund gegeben hat, besonders seit dem Kölner Ereignisse im Jahre 1837? Wir thaten, was uns der Codex civilis sagte, schrieben unsere Tauf- und Sterbeprotokolle voll, gingen wohl auch in die Schule, wo wir nichts zu besorgen hatten, und hielten unsere Predigten, wo uns ohnehin Niemand etwas einreden durfte, denn die katholische Kirche war ja die Staatskirche. Uebrigens waren wir besonders seit einigen Decennien gespalten in solche, die mehr der ascetischen Seite huldigten, und in solche, die dieses verhorreäurten. Regte sich irgend ein Priester und wollte er etwas Zeitgemäßes einführen, so fiel man über ihn her, und schalt ihn einen Sonderling, Neuerer, einen gefährlichen Menschen. Galt er etwas bei Anderen und war sein weltlicher oder geistlicher Einfluß nicht unbedeutend, so war des Neides und der kleinlichen Eifersucht kein Ende. Die brüderliche Liebe und Einigkeit war aus unseren Herzen gewunden, und das Band, das uns näher hätte rücken können, das Band der Conferenzen und Synoden, es war uns von oben her abgeschnitten. Wir kamen höchstens zu weltlichen Unterhaltungen oder bei Schulprüfungen oder Installationstafeln zusammen, aber diese Reuevous waren zu kirchlichen Besprechungen nicht geeignet. So stand jeder für sich da, sich selber überlassend, während doch nur Einigkeit Kraft verleiht. Einen Pfeil bricht man leicht entzweit, ein Bündel von Pfeilen widersteht. Auf das Paulinische: „Wenn nur Christus gepredigt wird, möge es auf diese oder jene Weise geschehen,“ hatte man ganz und gar vergessen. Exempla sunt odiosa. — Soll ich noch vom Beichtstuhle sprechen? Im katholischen Bayern und am Rheine sind alle Wochen die Beichtstühle umlagert und bei uns?? Ich meinte, das Herz zerspringt mir im Leibe, als ich einmal hörte, wie man Beichtleute auf raube Weise ansuhr, ihnen die Kirchenthüre vor der Nase verperrte, und geistlicherseits über solchen Ultramontanismus spottete. Ich frage, wird's so besser werden? Christus ging den Schäflein nach, und wir, seine Jünger und Nachfolger, stossen sie von uns! Sie verlangen das Brod des Lebens, und es ist Niemand, der es ihnen breche! Es wäre traurig, wenn es so weit kommen müßte, daß die Laien die Lehrmeister der Priester werden, und fast scheint es, als ob wir bei diesem Punkte angelangt!

Ist in dieser Hinsicht eine innere Reform für den Klerus heilige Pflicht, so ist eben so eine äußere Reform im Klerus eine schreiende Forderung der Gegenwart. Zwangsgeetze bilden keinen tüchtigen Klerus, auch hier muß Liebe und Vertrauen herrschen. Wie ich daher schon oben bemerkte, das Verhältniß des niederen Klerus zu dem höheren muß ein freundlicheres, intimeres, ich möchte sagen krüderlicheres werden, als es bisher der Fall war. Das Protectionswesen, dieses Gift für die Kirche, muß fallen. Die standesgemäße Subsistenz jedes ordinirten Priesters zu sichern, ist schreiendes Bedürfnis und heiliges Recht, indem in unserem Vaterlande die gläubigen Vorfahren hinreichend dafür gesorgt haben. Die Bischöfe werden mit aller Energie dafür einstehen, denn auf ihnen lastet die Verantwortlichkeit. — Daß auch in den häuslichen Verhältnissen, besonders auf dem Lande, vieles zu wünschen übrig bleibt, weiß Jeder, der etwas herumgesehen ist. Nur Zartsein bewegt mich zum Schweigen. Nach meiner Meinung werden die Decanatsconferenzen die beste Genfur für derlei Uebelstände seyn. — Die lästigen Schreibereien, welche den Klerus mehr zu einem Bureaukraten machten, und ihm nicht einmal Zeit ließen, seinen seelsorglichen Pflichten genau nachzukommen, haben mehr oder weniger aufgehört. Es läßt sich nun erwarten, daß die dadurch frei gewordene Zeit auch vom Klerus zum Besten der Kirche benützt werden wird. Wenn man im Auslande einen Landgeistlichen bejudht, so liegen die neuesten Erscheinungen der Literatur auf seinem Studentische, und er weiß über politische und sociale Zustände so schön und treffend zu sprechen, daß man billig darüber staunen muß. Und wenn man seine Schriften, die auf dem Pulte herumliegen, näher durchsieht, so sind es Skizzen zu Aufsätzen für diese oder jene Zeitschrift, oder wohl gar zu einem selbständigen Werke, das er zu bearbeiten den ehrenden Auftrag erhielt. Sollte die dem Klerus erübrigende Zeit nicht auch bei uns auf ähnliche Weise benützt werden können? — Möchten wir doch von unseren Gegnern lernen! Wie rüthig sind sie mit der Feder! Unbärtige Knaben besudeln mit derselben ehrwürdige Greisenhäupter, und wir entschuldigen uns und sagen: wir haben kein Geschick dazu, es mangelt die Zeit u. s. w., wie die schalen Austreten alle heißen mögen. Wer Gutes thun kann, und es nicht thut, dem ist es Sünde.

Ein grünes Zweiglein, das die Blüthe und Frucht einer besseren Zukunft in sich birgt, sind die geistlichen Bildungsanstalten, die Seminarien. O wenn man doch die hohe Bedeutung derselben in der Jetztzeit recht erfäste! Welch' ungeheure Verantwortung haben deren Leiter und Führer! Die Zeit macht große Anforderungen an den jungen Priester, und weiß er diesen nicht zu entsprechen, so ist sein Wirken null und nichtig. Es ist ohnehin schon gang und gäbe geworden, den Priester, wie eine Art

Paria, über die Achsel anzusehen, als einen Menschen, der nicht mehr in die Zeit taugt. An uns ist es, diesem Vorurtheile entgegenzuarbeiten. Soll aber dieses möglich seyn, so muß im Seminare schon der Grund dazu gelegt werden. Man hat geglaubt, es wäre besser, wenn die Theologen außer dem Seminare studiren, was Gutes für sich, aber Vieles gegen sich hat. Die sogenannte Weltläufigkeit gewinnt man auch nicht immer, wenn man im Strudel einer größeren Stadt lebt, dazu gehören günstige Verhältnisse; wohl aber bleibt viel weltlicher Tand hängen, den man nicht so leicht und schnell abstreifen kann. Ich glaube eine schlichte, unverdorrene Persönlichkeit gewinnt leichter das Herz, als eine mit allen Rackerlichkeiten der Gutmethode gesättigte Ueberschwänglichkeit. Die Soldaten halten gerne Raß vor dem Schlachtag; solch' eine Raß sind die Seminarjahre für den jungen Soldaten der Kirche.

Freilich gebe ich gerne zu, daß die Einrichtungen unserer Seminare geändert werden müssen — Reform thut noth. Ich habe mehrere Seminare Deutschlands besucht. In einigen glaubte ich mich in ein Mönchskloster versetzt; alles war so ruhig und abgeregelt, ich glaubte lauter Mönchs-gestücker zu sehen. Ich muß gestehen — es erbaute mich; aber es befriedigte mich nicht. Asece allein genügt nicht für unsere Tage, genügt insbesondere nicht für den Klerus Oesterreichs. So sehr die Asece zu schätzen und theilweise unentbehrlich ist, so sehr glaube ich thut sie der Entwicklung junger Kräfte Eintrag; wenigstens habe ich selber Leute kennen gelernt, die sich an jedem Strohhalme tod zu fallen schienen. Damit ist aber nicht geholfen. Ernstgünstige wenden sich, als von etwas Krankhaftem, ab, Leichtsinne spotten darüber. In anderen Seminarien wieder glaubte ich mich in Mitte von Krenniger Bergleuten, so trotzig und härtig waren sie. Das erbaute mich weder, noch befriedigte es mich. — Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die jungen Theologen sollen lieber mit Vertrauen behandelt werden, als mit mönchischer Strenge. Bei letzterer geht leicht das Selbstgefühl und die eigene Willenskraft verloren. Die Seminare sollen aber selbstständige Leute und keine Treibhauspflanzen liefern.

Ein Punkt, der in den geistlichen Bildungsanstalten besondere Beachtung verdient, ist die wissenschaftliche Bildung. Die theologischen Disciplinen wurden bisher mehr eingeleitert, als studirt. Man lernte die vorgeschriebenen Bücher, weil es so seyn mußte, um ein Zeugniß zu bekommen, aber nicht aus Liebe. Daher auch die Erscheinung, daß mit dem Austritt aus dem Alumnate gar wenige mehr ihre theologischen Studien fortsetzen und erweitern, sondern höchstens für den weiland Josephinischen Concurs die alten Scripta aus dem Staube hervorgezogen. Dieß dürfte wohl von sich selbst anders werden, wenn die Concursur in der vom Trienterconcile vorgeschriebenen Weise abgehalten würden, wozu, so hoffen wir, die neuere Praxis der freien Kirche hinzuneigen scheint. Diese Behandlung der Theologie genügt nicht mehr; das scholastische Element hat sich überlebt, und mit Autoritätsprincipien fährt man nicht weit in einer Zeit, wo fatalistische Gnosse und pantheistisches Heidenthum fühner als je ihr Haupt erheben. „Nun, so spricht ein gelehrter Mann der Gegenwart,\*) nun, wo die Welt mit ihrem gehäuften Wissen prunkt, wo eine Unzahl neuerer, wechselnder Philosophengebilde aufsteht, jezt, wo wie lauernde Feinde, ein grober, materialistischer Scepticismus, der starre, göstige Indifferentismus und eine entnervende, jede ethische und gläubige Kraft tödtende Sentimentalität um sich greift, jezt thut es wahrhaftig noth, daß die Kirche den Philosophenmantel um ihre Lenden schlage, und lehrend und wissenschaftlich aufstehe. Gift kann nur durch Gegengift geheilt werden, nicht wenn ich dem Vergifteten mit dem einschmeichelnden Tone zurufe: Mein Lieber, werden sie doch gütigst wieder ein gesundes Kind, das an schlichter Hausmannskost, an Obst und Früchten Gedeihen findet.“ — Diese Worte bedürfen keines Commentars, höchstens möchte ich deren Gewicht noch erhöhen durch das Wort eines anderen gleich tief Gelehrten der Neuzeit, der spricht: „Die Wissenschaft muß zum Gottesdienste werden.“

Nehmen wir nun schließlich die oben gestellte Frage: Wie kann es besser werden? noch einmal auf, so werden wir antworten müssen: durch Reform im Klerus. Von Oben bis Unten gibts zu reformiren, in capite et membris. Bischöfe, Capitel, Professoren, Seelsorger, kurz alle, deren Antheil der Herr geworden ist (Psalm 15) müssen die Zeit erfassen und ihr Dpfer bringen, wenn, ich wiederhole es, die Zukunft uns nicht verloren seyn soll. Es herrscht im Volke noch so viel guter, katholischer Sinn, der nur geweckt zu werden braucht, um die freudigsten Blüthen und Früchte zu bringen. Möchten wir alle wirken, so lange es Zeit ist, und wo das Brachfeld noch nicht durch die Saat des Unkrautes völlig verdorben wurde!

Ein großer Act hat begonnen. Die Bischöfe des Oesterreichischen

Vaterlandes traten in Wien zusammen, um sich über kirchliche Angelegenheiten zu berathen. Wer erfasst die Tragweite dieses Ereignisses, und wer vermag im Voraus zu bestimmen, in wie ferne unsere Bischöfe die schwierige Aufgabe nicht so im Sinne des Staates, als viel mehr im Sinne der Kirche lösen werden? Hoffen wir! Möchten, um Gottes willen, die Oberhirten einer neu sich gestaltenden Zeit die Augen nicht abfehren, sondern das Gute derselben in den äußern Organismus der Kirche aufnehmen, und dem Bösen mit Energie entgegen treten! Möchten sie nicht vergessen, daß jede große Katastrophe ihre Dpfer heischt, und möchten sie nicht säumen, solche Dpfer zu bringen aus Liebe zur Kirche, zum Volke, zum Staate, zur Gegenwart. Vor allem andern möchten sie Hand anlegen an das, was vor allem andern noth thut — an die Reform im Klerus!

Sollte Jemand diese Sprache nicht gerne hören, und den Schreiber dieser Zeilen naseweise schelten, so halte ich das alte Sprichwort vor Augen: Wer nicht hören will, muß fühlen, und die Schlussworte des Nebeljungensliedes:

„Mit allem Zaubern und Zagen fort,  
Die Zeit braucht ein entscheidend Wort!  
Und es ist Pflicht eines Jeden,  
Dem die Wahrheit im Herzen lebt,  
Daß er die Hand zum Schwur erhebt,  
Im Dienste des Herrn zu reden.“

A. K. . . . . er.

### Der zufriedene Arme.

Gar sonderbar hat der liebe Gott auf dieser Welt seine Güter ausgeheilt. Während dem Einen Alles im Ueberfluß zugefallen ist, hat der Andere oft kaum so viel, daß er kümmerlich sein Leben fristen kann. Der größte Theil der menschlichen Gesellschaft gehört wohl der dienenden Classe an, und muß sich in saurem Schweiße sein Brod verdienen. Aber oft ist selbst das kaum möglich, wenn nämlich die Gelegenheit und die Kräfte dazu mangeln, oder das Alter hereinbricht und zur Arbeit untauglich macht. Da offenbart sich dann erst recht eine schreiende Disharmonie, ein schneidender Zwiespalt im Leben, und vergebens sucht sich die menschliche Vernunft nach einem Mittel um, denselben auszugleichen, und die mit Noth und Glend kämpfende Volkemasse zu trösten und ihr Glend zu lindern. Alle ihre Vorschläge, Einrichtungen und Einrichtungen vermögen nicht dem Uebelstande abzuhelfen; im Gegentheile sind gar manche nur dazu geeignet das Glend noch größer zu machen, die Unzuträglichkeit zu vermehren, und aus Dürftigen, Arbeitslosen und Armen oft noch Verbrecher zu stampeln. Die traurigen Erfahrungen unserer Tage zeigen dieses zur Genüge, und werden es noch sichtbar zeigen, wenn die verkehrten Wege, den menschlichen Nothständen nach Möglichkeit abzuhelfen, nicht mit andern vertauscht werden, die besser zum Ziele führen. Nur die Religion allein, und zwar die katholische, nur die Aussicht auf ein anderes, besseres Leben und der Gebrauch der Mittel, die die heilige Kirche anbietet, vermögen den Menschen in seinem mühsamen Tagewerk zu trösten und zu stärken, vermögen den Armen und Nothleidenden zu erheitern, und Zufriedenheit und Gottvertrauen in sein Herz einzuspflanzen, daß Leid und Mißgunst oder böswillige bittere Gedanken darin nimmermehr Platz finden. Einen Beleg hiesfür mögen die folgenden Zeilen liefern.

In der Pfarrgemeinde N. lebte vor wenigen Jahren noch ein alter unverheiratheter Mann, von dem man recht eigentlich sagen dürfte, er habe nicht so viel, wohin er sein Haupt legen konnte. Aus einem Hochstapale Tirols emigriert, hatte er sich nach einem vielbewegten Leben dabelbst eine Stätte ausgesucht, wo er gute Gelegenheit hätte der Antacht obzuliegen, durch Arbeit sich das Nothdürftigste zu verdienen, und endlich ein Ruheplätzchen zu finden für seine irdische Hülle, wenn der Herr käme um seine Seele abzufordern. Das Wenige, was er von seinen Eltern ererbt hatte, überließ er schon in jüngern Jahren großmüthig seiner verheiratheten dürftigen Schwester, und begnügte sich mit dem, was seine Hände erwarben, oder was ihm sonst der Herr beschied. So lange er noch rüftig an Kräften war, arbeitete er fleißig, und nahm jedes Anerbieten gern an, wodurch er sich auf rechtmäßige Weise etwas verdienen konnte. Hatte er dann ein kleines Ersparniß zurückgelegt, so besuchte er hie und da seine Anverwandten, um ihnen davon etwas mitzutheilen, oder er pilgerte zu irgend einem Gnadenbild in der Nähe oder in der Ferne, um dabelbst dem Drange seines Herzens zu genügen, und für sich und Andere Gnaden vom Herrn zu erstehen. Als aber die Tage des Alters heranrückten und die Verbestärkte zu schwinden begannen, verlegte die Quellen des Verdienstes immer mehr, und der gute Mann sah sich oft wochenlang genöthigt, ohne

\*) Dr. Hof: Cholerocha.

Erwerb mit dem Wenigsten sich zu begnügen. Aber dessenungeachtet verlieh ihm die Heterkeit und Zufriedenheit nie. In kindlicher Einfalt und christlicher Ergebenheit freute er sich über jede, auch die geringste Gabe Gottes, und genoß sie mit Dank gegen den Vater, von dem alles Gute kommt. Hatte er keine Arbeit, so erschien er desto häufiger in der Kirche, und warf seine Sorgen, wenn etwa solche aufstiegen, auf den Herrn, fest vertrauend auf seine Hilfe zur Zeit der Noth. Dieses Leben betrachtete er stets als eine Pilgerschaft zu einem bessern, ewigen; und daher gab er oft zur Antwort, wenn er gefragt wurde, wie es gehe, — es gehe recht gut, denn es gehe ja stets dem Himmel zu. Darum hing er auch sein Herz an nichts, was sonst die Menschen fesselt, und die größten Entbehrungen kamen ihm ganz leicht vor. Vier Jahre lang schlief er selten in einem Bette; sein Lager war ein Körnbeklämmer oder eine Eisenbank im Hause christlicher und gutmüthiger Leute, wo er sich meistens aufhielt. Wenn er gar nichts mehr zu essen hatte, so sagte er lächelnd: Heute müßte er wieder einen Fasttag anstellen, und so wartete er geduldig, bis ihm jemand eine Suppe oder sonst etwas anbot; denn ansprechen wollte er Niemand; oder er ging mit seinem Sacke aus um Schnecken zu suchen, die er sich dann zubereitete. Im Sommer setzte er sich oft und gerin an die Sonne, las in einem Buche oder betete, bis ihn manchmal der Schlummer überwältigte; oder er begab sich auf den Friedhof und kniete vor dem Missionkreuze, zu dem er besondere Verehrung trug, nieder. Zeigte sich ihm dann wieder irgend ein Geschäft, das er noch verrichten konnte, so war er dazu bereitwillig, um sich sein tägliches Brod selbst verdienen zu können. Dabei unterließ er nie eine gute Meinung zu machen, und sehr oft empfing er die heil. Sacramente, um ja immer im Stande der Gnade zu bleiben. So verfloßen diesem Manne, der allgemein geachtet war, und von dem wohl Manche sagten, daß sie mit ihm sterben, aber nicht mit ihm leben möchten, seine alten Tage. Am Ende schickte ihm der Herr noch eine langwierige Krankheit, die Wassersucht; doch er ertrug auch diese mit fröhlichem Herzen. Hatte er ja die zuversichtliche Hoffnung, in Bälde die Freuden eines bessern Lebens zu genießen. Auf seinen Stab sich stützend, als ihn die stark angeschwellenen Füße nimmer tragen wollten, schleppte er sich täglich noch mühsam in das Haus Gottes, bis seine Sterbtunde heranfam. Zwei Tage vor seinem Tode ließ er sich auf vieles Jureden ins Krankenhause des Ortes führen, und verschied dann, mit den heiligen Sterbsacramenten versehen, ruhig und sanft in einem Lehnstuhle, den er dem Bette vorzog. Sein letzter Wunsch war, man möchte ihn am Fuße jenes Kreuzes begraben, vor dem er im Leben so oft gebetet hatte. Er wurde ihm auch gewährt, und so ruht dieser Arme in Christo am Kreuzestamme, der Quelle des Heiles für die Menschheit. Möchte sein Beispiel die Bedrängten und Nothleidenden lehren aus der Armuth eine Tugend zu machen, und sich vertrauend in Gottes Vaterarme zu werfen; viele Klagen würden dann verstummen, und Freude und Zufriedenheit in ihr Herz einkehren. (Kath. Bl. a. Tirol.)

### Er zog umher und that Gutes.

(Apost. Gesch. 10, 38)

Ja, so möchte ich durchs Leben gehen, Gutes ühend und nur Gutes, mit einem Herzen voll Liebe und unermüdeten Geduld und unbesiegliger Sanftmuth und Milde Allen Gutes thugend, aus reinsten Absicht, um Gottes willen, auch dem ärgsten Feinde.

So zog die ewige Liebe in Menschengestalt umher, Jesus Christus unser Gott und Herr, der da gesagt: „Ich bin nicht gekommen mich bedienen zu lassen, sondern zu dienen.“ Sein Leben war ein Umherziehen, ein Gehen durch die Welt, indes unter jedem seiner Tritte eine Wohlthat sproßte für Arme und Leidende, und seine Hände ringsum den reichsten Samen des Guten ausstreuete. Wer kann je genug seine Freundlichkeit, sein inniges Erbarmen, sein tiefes Mitleid, seine göttliche Huld gegen die Hilfsbedürftigen alle betrachten? Mit welcher Schonung heilte dieser Arzt! Mit welcher Güte nahm er die Sünder auf, und befreite sie von ihrer Last, und gab ihnen die Ruhe des Himmels, den Frieden der Seele wieder! „Er zog umher und that Gutes“, und nur Gutes, auch seinen Todfeinden Verzeihung ersehend am Kreuze, an das sie ihn geschlagen, und während sie seiner höhnten.

Bedenke, wach ein schönes Leben, still und sanft in geräuschloser Tugend durch die Welt zu ziehen, von ihr unbeachtet Gutes zu spenden, wo und wie du kannst, zu schonen und zu helfen und zu retten, mit einem Auge voll Liebe, einem Herzen voll Güte, mit dem süßen Bewußtseyn, Jemand eine Freude gemacht zu haben! Ich denke an so viele Heilige, deren Leben auch so ein Wandeln war durch die Welt unter lauter Wohl-

thun. Elisabeth und Vincenz von Paul und Johannes von Gott und ihr andern erlen und liebreichen und großen Seelen alle, was sind gegen euch und eure Werke die vielgepriesenen, eitlen, von der Welt bewunderten Thaten sogenannter großer Menschen?

Ihr unglücklichen Urheber des Unglücks, die ihr nur geboren zu seyn scheint, um die Saat des Verderbens auszustreuen, Verführer jeder Art, die ihr zu Unglauben, zu Lastern, zu Revolutionen aufreizt, und ringsum Feuerbrände schändert, und Familien, Städte, Länder in Glend und Jammer stürzt: o daß euch ein Licht des Himmels aufginge und ihr erkanntet, um wie viel schöner und edler und beseligender es ist, Gutes thugend durchs Leben zu gehen! Betrachtet doch: wer Freude und Lust hat, Böses zu thun, ist Feind und Genosse desjenigen, den wir den Bösen nennen. Gottesähnlich aber ist, wer umhergeht und Gutes thut.

Bedenke ferner: für jeden Menschen kommt eine Zeit, wo man von ihm sagen wird „Er war“, er ist nicht mehr. Was willst du nun, daß man von dir sagen soll, wenn du aus der Welt geschieden bist? Soll auf deinem Grabe eine Ehrensäule stehen mit der Inschrift: „Er that Böses“, oder „er that Nichts“? Willst du noch nach dem Tode fortwährend durch die Folgen deiner bösen Werke, die hier dein Leben ausmachten? Oder willst du nicht lieber, daß man dir weinend und dankend nachsage: „Er ging umher und that Gutes“? Willst du nicht lieber auch nach deinem Weggehen noch Gutes thun durch die Folgen des Guten, das du ausgesäet?

Betrachte wieder, wie du jenseits wirst aufgenommen werden, wenn du hier herumgezogen und Gutes gethan! Du erwachst dann nicht mit leeren Händen, du findest im Buche des Lebens aufgezeichnet jede gute That und jeden guten Willen, Gutes zu thun, und jeden Wunsch zu helfen, auch wo du in der That nicht konntest. Wenn dann der Richter sagen wird: „Du guter und getreuer Knecht, geh' ein in die Freude meines Herrn!“, wenn die reichen Garben deiner Thaten belohnend um dich seyn wird für dich! Welch ein überströmendes Gefühl von Seligkeit und Bönne, wodurch jede Arbeit und Mühe und Liebethat überschwenglich belohnt wird! Ist's also nicht der Mühe werth, Gutes zu thun? Darum laßet uns Gutes thun, und nicht ermüden; denn zu seiner Zeit werden wir ernten, wenn wir nicht ermüden.“ (Gal. 6, 9) „Da wir Zeit haben, laßet uns Gutes thun Allen!“ (Eben. 10, 10.) Ja, „werdet nicht müde, laßet uns Gutes thun!“ (2. Theß. 3, 13) Ach, es ermüden ja auch jene Unseligen nicht, die Böses thun! Wie arbeiten und sorgen und wühlen sie dann mit teuflischer Lust da, dem Brande zuschauend, den sie geschürt, zuschauend dem Strome des Verderbens, den sie losgelassen, den wüthenden Bestien, die sie zum Würgen freigegeben! Gegenüber den nimmerruhenden Unseligsternen laßet uns um Gotteswillen Gutes thun, retten, was zu retten ist, wehren, wo sich wehren läßt, helfen, wo die Noth ruft! Laßet, o ihr Guten, uns alle so leben, daß man jedem nach seinem Hinscheiden nachrufen kann: Nun ist die Menschheit wieder um einen guten Menschen ärmer; denn der da hingegangen, „zog umher und that Gutes!“ (Katholische Blätter aus Tirol.)

### Kirchliche Mittheilungen.

Coblenz, 1. Mai. Die aus Belgien hieher gezogenen Redemptoristen wirken zu allgemeiner Zufriedenheit, und selbst von solcher Seite, wo naturgemäß eine Abneigung gegen Ordensgeistliche vorausgesetzt werden könnte, wird ihrem reinen und unermüdeten Wirken Anerkennung gezollt. Man geht schon mit dem Gedanken um, ein eigenes Kloster hier zu errichten, welches gerade in unserer Diöcese von großem Vortheile seyn müßte, da wir auf der einen Seite Mangel an Priestern, und auf der andern auch so viele arme Gemeinden besitzen, welche nicht im Stande sind, einen eigenen Seelsorger zu ernähren, und denen durch geistliche Missionen und auf andere Weise durch Klostergeistliche leicht ausgeholfen werden könnte. Ungeachtet der bedrängten Zeit und der auch hier tief umwühlenden politischen Wirren dürfte dieser Gedanke reichen Anklang finden und auf Verwirklichung nicht lange warten müssen. Herr Pfarrer Clemens wendet dieser Angelegenheit große Aufmerksamkeit zu. — Was die in Aussicht gegebene Diöcesan-Synode angeht, so sind die gespanntesten Erwartungen etwas herabgestimmt. Unsere Reformerer fangen an, zu wittern, daß die Diöcesansynode sie nur fester in der Kirchengesetzgebung einengen und manchen bisherigen Freiheiten (oder Zügellosigkeiten) ein Ende machen werde; die Träume geistlicher Parlamente und Redekämpfe fangen an zu schwinden und die wirklichen und wahren Vorstellungen von dieser kirchlichen Institution mehr und mehr sich geltend zu machen. (Katholik.)